

SOPHIA NESTVOGEL

SCHWERBEN
ROMAN

Sophia Nestvogel
Scherben

*Für Terry.
Danke, dass du mir gezeigt hast,
dass es gut ist, ich selbst zu sein.*

Sophia Nestvogel

Scherben

Roman

fontis

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über www.dnb.de abrufbar.

Der Fontis-Verlag wird von 2021 bis 2024
vom Schweizer Bundesamt für Kultur unterstützt.

© 2022 by Fontis-Verlag Basel

Umschlag: CaroGraphics, Carolin Horbank, Leipzig
Bild Mädchen: aleshin – stock.adobe.com
Bild Broken Glass: Marcel – stock.adobe.com
Satz: InnoSet AG, Justin Messmer, Basel

Gedruckt in der Tschechischen Republik

ISBN 978-3-03848-234-5

Inhalt

Kapitel 1: Katastrophen	9
Kapitel 2: Streuner	19
Kapitel 3: Narben	28
Kapitel 4: Meilenstein	40
Kapitel 5: Airliner	53
Kapitel 6: Monsterwellen	63
Kapitel 7: Annäherungen	74
Kapitel 8: Coolman	83
Kapitel 9: Glaubensdinge	98
Kapitel 10: Siebzehn	108
Kapitel 11: Wehrlos	120
Kapitel 12: Vorhaltungen	135
Kapitel 13: Enttäuschung	147
Kapitel 14: Fassadenfall	155
Kapitel 15: Aussprache	165
Kapitel 16: Lebensfragen	174
Kapitel 17: Schreibversuch	181
Kapitel 18: Aufgebot	186
Kapitel 19: Gerichtssaal	192
Kapitel 20: Jake	205

Kapitel 21: Versöhnungsbacken	216
Kapitel 22: Gefängniskuss	224
Kapitel 23: Sturmstillen	241
Kapitel 24: Vaterarme	252
Kapitel 25: Bettkantengespräche	260
Kapitel 26: Besuch	267
Kapitel 27: Einverstanden	281
Kapitel 28: Mitschuld	285
Kapitel 29: Rettung	300
Kapitel 30: Umschlungen	308
Danksagungen	317
Die Autorin	319

Milans Playlist

Open Wounds – Skillet
Monster – Skillet
So viel Leid – Lorenzo Di Matino
Keep me Breathing – Ashes Remain
Save me – Lorenzo Di Matino
Mirror Mirror – Random Hero
Right Here – Ashes Remain
Change My Life – Ashes Remain
Stars – Skillet
Everything Good – Ashes Remain
Victorious – Skillet
On Fire – Ashes Remain

Fionas Playlist

Hymn For The Missing – Red
Angst geht – ELI Worship, Leon Mann
Maybe It's Ok – We Are Messengers
All the People Said Amen – Matt Maher
Even When You're Broken – Julie Yardley
Broken Together – Casting Crowns
Give Me Faith – Elevation Worship
Forever Reign – Hillsong Worship
Always Loved Me – Iron Bell Music
Anchor – Skillet
Yes I Will – Vertical Worship

Fionas Tagebuch:

27. Juli – heute ist Michas erster Todestag. Seit einem Jahr ist er nicht mehr da. Ich kann nicht glauben, dass ich schon ein Jahr ohne ihn hinter mich gebracht habe. Aber noch weniger weiß ich, wie ich die nächsten *Jahre* (!!!) ohne ihn überleben soll.

Jeder Tag ist so schwer zu überstehen. Dabei wussten wir doch alle schon seit Jahren, was auf uns zukommt. Es hat sich immer so weit weg angefühlt, so surreal. Trotzdem ist es, als ob ich unvorbereitet ins kalte Wasser geworfen wurde.

Die Menschen um mich herum haben es irgendwie geschafft, aus der Kälte zu entfliehen und sich ans sichere Land zu retten, aber ich treibe immer noch taub vor mir selber her. Alle in diesem Haushalt reden über Gott und dass er Micha erlöst hat. Ich habe doch gebetet, jeden einzelnen Tag! In der Bibel steht: «Bittet, und euch wird gegeben.»

Ich habe Gott angefleht, immer und immer wieder. Ich habe gebetet, dass er Micha heilen wird, aber nichts ist geschehen. Kein Wunder ist passiert, Micha ist tot. Mausestot.

Ich wünschte, alle könnten aufhören, über Gott zu reden. Ich will nichts mehr hören von diesem ach so mächtigen Wesen.

Entweder existiert er überhaupt nicht, oder er ist unendlich grausam. Ich weiß nicht, welche Option schlimmer ist.

Aber ich weiß, dass ich nie wieder beten möchte.

Und am allerklarsten weiß ich, dass ich Micha vermisse. An jedem einzelnen Tag. Es stimmt nicht, was sie sagen: Nein, Zeit heilt die Wunden nicht. Sie macht es nur schlimmer, viel, viel schlimmer. Denn jeder Tag, der vorbeizieht, bedeutet, dass ich einen Tag weiter entfernt von Micha bin.

Kapitel 1

Katastrophen

Es war ein Sonntag, als sich Michas Todestag zum ersten Mal jährte. Ausgerechnet ein Sonntag. Mein Vater Marcus hielt die Predigt in der Kirche. Meine Mutter Anna-Lena, mein Bruder David und ich, Fiona, waren wie jeden Sonntag im Gottesdienst. Früher fühlte ich hier auf sonderbare Weise Trost dank der alten Mauern um mich herum. Vielleicht einfach nur, weil ich dieses Gemäuer kannte und hier quasi aufgewachsen war. Denn die Wahrheit ist: Den Glauben an den Gott, der hier angeblich wohnen soll, hatte ich schon lange verloren. Und heute war sogar das letzte bisschen Trost verschwunden. Die alten vertrauten Mauern hatten keine Wirkung mehr auf mich.

Jetzt fühlte es sich an, als seien alle Augen auf uns – Familie Albrecht – gerichtet. Dieses Gefühl schnürte mir den Hals zu. Aber ich würde mir nicht zugestehen, hier zu weinen. Sicher nicht!

David saß auf meinem Schoß und klatschte freudig in seine patschigen Hände. Sonst war er während der Predigt immer im Kindergottesdienst, aber heute hatte er sich partout geweigert, mit den anderen Kindern mitzugehen.

Vielleicht hatte er die angespannte, trauernde Stimmung im Haus gespürt und war nun ganz kindlich und unbewusst da, um mich zu trösten. Wie auch immer, leider wusste man nie so ganz, was in seinem kleinen Kopf vorging.

Meine Eltern hatten David als Pflegekind aufgenommen, als sie vom Jugendamt um Hilfe gebeten wurden. Er war von seiner Mutter nach der Geburt weggegeben worden, weil er Trisomie 21 hatte: Down-Syndrom. Mein Vater sagte immer wieder, unser Haus sei offen für alle, die Hilfe benötigten, und so war mein Zuhause nun seit vier Jahren das Zuhause von dem kleinen Mann, der auf meinem Schoß rumhampelte.

Den Namen durften Micha und ich bestimmen. Wir einigten uns auf David, da dieser Name für einen bedeutsamen König des Alten Testa-

ments steht und zusätzlich die Bedeutung «geliebt» trägt. Und mir war klar, dass ich dieses kleine Bündel voller Freude einfach lieben *musste*. Seine Mutter hatte ihn weggegeben, weil er angeblich nicht *perfekt* war. Aber da hatte sie einen gewaltigen Fehler begangen. Denn jeder, der David nicht bei der ersten Begegnung ins Herz schloss, hatte schlichtweg keins.

Mein Vater zitierte vorne auf der Kanzel irgendeine Stelle aus der Bibel, während ich stumm den grauen Boden vor mir fixierte. Die Worte rauschten nur so an mir vorbei.

«Fiona?», flüsterte meine beste Freundin Amely, die auf dem Stuhl rechts von mir Platz genommen hatte. Innerlich starr und leer blickte ich auf. Amely tat nichts anderes, als ihre Hand auf meine Schulter zu legen. Allein ihre Hand dort zu spüren, tröstete mich mehr als jedes Wort der Kirchenmitglieder um mich herum, die probierten, meinen Schmerz zu verstehen und ihn mit leeren Worten zu verringern. Ich schloss die Augen, atmete tief ein und hoffte einfach, dass Micha jetzt an einem besseren Ort ist.

Wir mussten über Mittag nichts kochen, da uns einige Gemeindemitglieder Essen gemacht hatten, als Zeichen der Trauer und der Anteilnahme. Also aßen wir den Kartoffelauflauf von Beate Kellinger, während schweres Schweigen uns umhüllte. Nur David ließ sich nicht davon abhalten, Schmatzgeräusche von sich zu geben und freudig auf das Holz seines Kinderstuhles zu schlagen.

Schließlich räusperte sich mein Vater. «Wir haben euch etwas mitzuteilen, Kinder», fing er an. Seine Art war ruhig, seine Stimme leise, aber klar und bestimmt. Jedes Wort sprach er deutlich aus. Wenn er nachdenklich war, dann breitete sich jeweils eine tiefe Falte auf seiner Stirn aus. Man konnte fast sehen, wie sein Gehirn auf Hochtouren lief.

Genau diese besagte Falte erschien jetzt auf seinem Gesicht.

Mein Vater warf einen prüfenden Blick zu meiner Mutter hinüber, die ihm kaum merklich zunickte, dann erst fuhr er fort. «Ich habe im-

mer gesagt, dass unser Haus für jeden offen ist, der unsere Hilfe benötigt, richtig?» Er sah mich an, erwartete jedoch keine Antwort.

Zahlreiche Bilder hüpfen durch meinen Kopf: Freunde von mir, sie hatten hier Unterschlupf gesucht, als sie mit ihren Eltern Streit hatten. Oder Amely, die früher so oft hier war, dass sie quasi ein Familienmitglied wurde. Oder eine Horde Jungs, als wir anlässlich von Michas Geburtstag ein Sommerfest veranstaltet hatten. Jeder, der kommen wollte, war hier mit offenen Armen empfangen worden und wurde von meiner Mutter liebevoll versorgt. Jeder, egal wer.

Ich nickte meinem Vater stumm zu, mit den Gedanken ganz woanders.

«Nun haben wir uns dazu entschieden, wieder jemanden für längere Zeit bei uns im Haus aufzunehmen», erläuterte Vater weiter.

Langsam wurde ich hellhörig, die vielen kleinen Puzzleteilchen setzten sich in meinem Kopf zu einem Bild zusammen.

Mein Gehirn spülte kleine Erinnerungsfetzen an die Oberfläche und versuchte, die eben gehörten Worte damit in Einklang zu bringen. Ich erinnerte mich an die Gespräche, die mein Vater in den letzten Wochen hinter den geschlossenen Türen seines Büros geführt hatte, und an die Besuche von den fremden Menschen, die hier ein und aus gegangen waren und unser Haus ganz gründlich unter die Lupe genommen hatten.

Zuerst hatte ich nicht weiter nachgefragt, wer sie waren und was sie wollten, und hatte den Geschehnissen auch gar keinen tieferen Sinn gegeben. Mein Vater hatte öfters Besuch von Menschen, die ich nicht kannte. Das beunruhigte mich also nicht. Was mich komplett aus der Bahn geworfen hatte und rund um die Uhr beschäftigte, war ein ganz anderer Fakt:

Mein Bruder war gestorben.

Mir war der Boden unter den Füßen weggerissen worden, da interessierten mich die fremden Leute in unserem Haus nicht die Bohne. Aber das, was mein Vater jetzt von sich gab, war mir alles andere als egal. Denn plötzlich dämmerte mir, was die Bedeutung von alledem sein musste.

«Wir adoptieren wieder ein Kind?», fragte ich kritisch.

«Nicht direkt», schaltete sich meine Mutter ein. «Er wird nur für ein paar Monate bei uns wohnen, und dann wird das Jugendamt mit ihm über alles Weitere reden.»

Ein paar Monate? Jugendamt?

Ich warf fragende Blicke in die Runde, bis mein Vater endlich merkte, dass mir diese kargen Antworten noch lange nicht reichten.

«Er heißt Milan und ist siebzehn, also in deinem Alter. Deine Mutter und ich haben uns überlegt, dass es Zeit ist für einen Neuanfang. Für uns alle. Für deine Mutter, für David, für dich und mich, aber auch für Milan. Es ist für uns alle eine Chance, wieder nach vorne zu schauen.»

Das alles war mir egal. Es gab nur eine Sache, die für mich zählte: «Wo wird er schlafen?» Eigentlich kannte ich die Antwort schon, bevor ich die Frage laut ausgesprochen hatte. Trotzdem hielt das mein Herz nicht davon ab, wie wild zu pochen. Jede Zelle meines Körpers sträubte sich, als meine Eltern einen Blick tauschten und meine Annahme bestätigten.

Der neue Junge wird also in Michas Zimmer einziehen ...

Es waren seit dieser Nachricht drei Wochen vergangen, und ich konnte nicht mehr aufhören, Angst zu verspüren. Sie machte sich in meiner Magengegend breit und fraß mich von innen auf.

Es war nicht so, dass ich dagegen war, neue Menschen – «Streuner», wie meine Mutter sie so manches Mal liebevoll zu nennen pflegte – in unserem Haus aufzunehmen. Nur war seit dem Tod meines kleinen Bruders kein neuer Streuner mehr in unserem Haus gewesen. Und das war gut so, weil wir alle Zeit und Ruhe zum Trauern gebraucht hatten.

Aber ich fürchtete mich davor, dass diese Zeit nun vorbei sein sollte. Denn ich wusste, dass meine Zeit des Trauerns noch lange nicht beendet war. Und war gleichzeitig unsicher, ob sie überhaupt irgendwann enden würde. Diesen fremden Jungen in Michas Zimmer zu lassen, fühlte sich viel zu sehr nach einem Schlussakkord an, so als würden wir versuchen, mit größtem Kraftaufwand Micha aus unse-

rem Leben zu radieren, um ihn mit einer neuen Person und Aufgabe zu ersetzen.

Meine Mutter trat zu mir vor die Haustür, David an sich gedrückt. «Dein Vater hat eben angerufen. Sie werden gleich da sein.»

So standen wir einfach nur vor dem Haus und warteten darauf, dass unser Auto vorfuhr. Ich erstarrte fast zu Stein, während meine Mutter ihr Gewicht ungeduldig von dem einen auf den anderen Fuß verlagerte. In diesem Moment begriff ich, dass ich nicht die einzige Person in diesem Haushalt war, die Angst hatte. Angst vor dem, was auf uns zukommen würde; Angst, die Vergangenheit viel zu schnell hinter uns lassen zu wollen; Angst, dass sich mit der Ankunft dieses Fremden alles ändern würde.

«Komm, Mama, ich nehme dir David mal ab», sagte ich schließlich, als ich spürte, dass ihre Aufregung überhandnahm.

Dankbar lächelte sie mich an und drückte mir meinen kleinen Bruder in die Arme. In dem gleichen Augenblick fuhr der schäbige PKW vor. Ich versuchte, mein wild klopfendes Herz mit Davids süßem Gebrabbel abzulenken, als mein zukünftiger Mitbewohner auch schon mit missmutiger Miene die Autotür zuknallte.

Milan entsprach dem typischen Klischee, wie ich mir einen «Bad Boy» vorstellte. Er trug eine zerrissene ausgewaschene Jeans und ein weißes T-Shirt. Darüber eine abgewetzte Lederjacke, die eng anlag und seine breiten Schultern betonte. Sein Kiefer war angespannt, die dunkelblonden Haare lagen verstrubbelt auf seinem Kopf. Ein paar längere Strähnen fielen ihm auf die Stirn. Dazu hatte er diesen schneidenden, finsternen Blick, der die düstere Atmosphäre betonte, die ihn von der ersten Sekunde an umgab.

Er machte mir Angst. Ich versuchte, David noch enger an mich zu drücken, damit keiner merkte, wie mein Körper langsam aber sicher zu zittern begann.

Mit großen Schritten kamen die drei Männer, die gerade noch in dem Auto gesessen hatten, auf uns zu – mein Vater, Milan und noch ein weiterer Unbekannter, der sich sogleich pflichtbewusst vorstellte.

«Guten Tag, ich bin Thomas. Ich war für die letzten zwei Monate Milans Betreuer», begrüßte er uns höflich, aber betont sachlich. Ich konnte aus seinen Gesichtszügen keine Emotion herauslesen, genauso wenig wie aus Milans versteinerten Miene.

Thomas streckte meiner Mutter die Hand entgegen, mir warf er ein knappes Nicken zu. Ich war unendlich dankbar, dass meine Arme und Hände schon mit David beschäftigt waren. «Hallo», brummelte ich dem Anzugträger zu. Thomas wiederholte den Gruß, wobei ein sanftes Lächeln sein Gesicht streifte und ihn für eine Sekunde menschlicher erscheinen ließ.

Mit freudigen Worten begrüßte meine Mutter den Neuankömmling, der immer noch keinen Ton von sich gegeben hatte. «Hallo Milan! Ich freue mich sehr, dass du jetzt hier bist. Ich hoffe, du fühlst dich schnell zuhause in unseren vier Wänden.»

Auf dieser ganzen Welt gibt es niemanden, der so ein großes Herz hat wie meine Mutter. Jedem Menschen brachte sie so viel Liebe entgegen, ohne Ausnahme, und dafür bewunderte ich sie. Denn ich meinerseits schaffte es nicht einmal, diesem Milan zuzulächeln.

«Das sind unsere Kinder Fiona und David. Ihr werdet euch sicher gut verstehen», so wurde ich von ihr in Kurzform vorgestellt, was mir nur recht war. Ich weiß nicht, ob ich ohne Krächzen selber ein Wort rausgebracht hätte.

Von Milan bekam ich als Begrüßung nicht mehr als ein kleines, kaum merkliches Nicken.

Du meine Güte, das wird ja was werden! ...

Kurz darauf löste sich unser kleines Begrüßungs-Komitee auf. Die Erwachsenen verschwanden mit Milan im Schlepptau im Haus, ich blieb vor der Tür mit David alleine.

Ich seufzte und gestand mir die bittere Wahrheit ein: Egal, wie schwer es für mich war, es musste einen Grund geben, warum Milan nicht mehr bei seiner Familie war. Ich wünschte ihm wirklich, dass er in unserem Haus Frieden finden würde – aber bitte so, dass mir meiner nicht genommen wurde.

«Wir haben einen neuen Bruder», flüsterte ich David gezwungen optimistisch ins Ohr.

Dieser klatschte begeistert in die Hände. «Neuer Bruder, neuer Bruder», echote er meine Worte. Tränen stiegen in meinen Augen auf.

Micha, ich vermisse dich wie verrückt.

Dem Sonntag folgte der Montag, der erste Montag nach den Ferien. Wochenlang hatte ich Panik gehabt, wenn ich nur an diesen Tag dachte.

Meine turbulenten Gedanken ließen mich schon zwanzig Minuten vor meinem Wecker wach werden, obwohl ich noch hundemüde war. Übelkeit machte sich erneut in meiner Magengegend breit, als ich mir vorstellte, durch die schmalen Schulgänge zu trotten und meinen Mitschülern gegenüberzustehen. Zu diesen würde auch Milan ab sofort gehören.

Ich sollte heute ein bisschen auf ihn aufpassen, ihn *unter meine Fittiche nehmen*, wie mein Vater es so schön ausgedrückt hatte. Dabei hatte ich nicht das Gefühl, dass Milan irgendwen brauchte. Besonders nicht mich.

Ich fühlte mich total durchschnittlich mit meinen schulterlangen nussbraunen Haaren und einer Größe von einem Meter einundsechzig. An mir war nichts Besonderes. Dazu hätte ich selbst mal jemanden gebraucht, der mich durch den Tag begleitete.

Ich drehte und wälzte mich in der Hoffnung, noch ein paar Minuten Schlaf zu finden. Aber es gab kein Erbarmen, mein Wecker schellte gnadenlos um halb sieben und quälte mich aus meinem bequemen Bett.

Verschlafen tapste ich in Richtung Bad, dabei realisierte ich nicht, dass ich seit ein paar Stunden nicht mehr alleine auf dieser Etage wohnte. Sonst hätte ich vielleicht ein wenig nachgedacht, bevor ich einfach so die Badezimmertür aufmachte. Ein sehr großer Fehler, wenn ich die Situation im Nachhinein betrachte.

Meine müden Augen machten Milan aus, er stand mit nacktem Oberkörper vor dem Spiegel. Ich konnte gar nicht anders, als seinen breiten, durchtrainierten Rücken zu erkennen. Aber da war *noch* etwas, das es unmöglich machte, wegzusehen.

Es dauerte einen Augenblick, bis ich klar erfassen konnte, was sich in langen Bahnen hässlich über seinen gesamten Rücken zog. Es war, als würde mein Herz stehen bleiben.

Narben.

Ein undefinierbares Geräusch entwich meinem Mund, fast wie ein Winseln. Schlagartig drehte Milan sich um, wie ein wütender Tiger starrte er mir entgegen.

«Raus!» war alles, was er mir entgegenbrüllte.

Aber ich konnte mich nicht bewegen. Wie gelähmt starrte ich ihn weiterhin an. Sollte ich etwas sagen, ihn in den Arm nehmen? Sollte ich weinen? Oder einfach alles ignorieren, was ich soeben gesehen hatte, und wegrennen? Mein Gehirn war definitiv überfordert mit der Verarbeitung der Informationen.

Meine Augen fixierten nur seine nackte Brust. Sogar hier machten die Narben keinen Halt. Sie schienen wie abstoßende kleine Monster zu sein, die mich gefährlich anlachten.

«Verschwinde, habe ich gesagt!», knurrte Milan erneut, und nur jemand, der äußerst lebensmüde ist, wäre bei dem Klang seiner Stimme noch stehen geblieben. Aber ich rührte mich noch immer nicht. Mein Kopf befahl meinen Muskeln, sich endlich in Bewegung zu setzen, doch auch meine Beine verweigerten den Befehl.

Na, komm schon, das kann doch nicht so schwer sein!

Doch alles innere Flehen half nichts. Mein Körper bewegte sich keinen Zentimeter von der Stelle, und so wurde ich Zeuge davon, wie Milans Wut überhandnahm. Schnaufend drehte er sich um, seine Hände fuhren wie Geschosse über den Waschbeckenrand, mit einem lauten Scheppern fielen Becher und Zahnbürsten auf den Boden. Aber das war Milan nicht genug. Sein blinder Zorn tobte weiter und weiter, bis seine Hände endlich fanden, wonach sie gesucht hatten.

Der Spiegel, der gerade noch stolz über dem Waschbecken an der Wand gehangen hatte, wurde mit einem lauten Knall auf die Fliesen des Badezimmerbodens geschmettert und verabschiedete sich in lauter Einzelteile.

Viele Tausende von kleinen funkelnden Scherben flogen um mich

herum zu Boden und verursachten dabei einen höllischen Lärm. Fast sah es sogar schön aus, wie sich die Sonne, welche ihre Nase durch das Fenster streckte, in den kleinen Teilen widerspiegelte.

Eine Scherbe erwischte mich an meiner Wade und hinterließ einen Schnitt, der sofort zu bluten begann. Fast mechanisch bewegte ich meinen Kopf, um das Ausmaß der Verletzung zu betrachten, noch bevor ich den Schmerz spüren konnte.

Ich hatte die Situation immer noch nicht komplett begreifen können, als mein Vater mich zur Seite schob und sich durch die Scherben auf Milan zubewegte. Er legte seine Hände behutsam auf Milans Schultern, welcher sich keuchend am Waschbeckenrand festklammerte, mir wieder den Rücken zugewandt.

Ich konnte nicht hören, was Papa zu Milan sagte, und eigentlich wollte ich auch nicht länger zusehen. Dieser Moment war mir zu intim. Ich hatte weder das Recht noch das Interesse gehabt, Milans Narben zu sehen. Und ich wünschte mir inständig, dass ich diese Bilder aus meinem Kopf löschen könnte.

«Komm mit, Schatz, du blutest», vernahm ich die weiche Stimme meiner Mutter, die als Letzte im Raum auftauchte und mich sanft an den Schultern festhielt, während sie mich aus dem Zimmer führte.

Ich erhaschte einen letzten Blick auf Milan. Mein Vater hatte die Arme um ihn gelegt, während seine Schultern zuckten. Milan weinte.

Erst jetzt konnte ich das Gefühl in Worte fassen, das ich seit Milans Ankunft verspürte: Es fühlte sich an, als ob man mir etwas wegnehmen würde.

Pfarrer Marcus (Fionas Vater) beim Morgengebet:

«Herr, ich sehe, wie Fiona leidet, und ich habe das Gefühl, ich kann gar nichts tun. Ich bin verzweifelt und fühle mich so, als würde ich als Vater versagen. Aber noch schlimmer ist es, dass Fiona durch die-

ses Tal der Schmerzen gehen muss. Ich wünschte, ich könnte ihr ein Stück von dieser Last abnehmen.

Bitte zeige mir einen Weg, wie ich eine Hilfe für sie sein kann. Langsam weiß ich auch nicht mehr, was ich tun soll. Sie ist wie ein Eisklotz, und sie lässt mich nicht an sich heran. Zu Anna-Lena ist sie genauso. Was sollen wir denn noch tun, Herr?

Habe ich die richtige Entscheidung getroffen? Ist es dein Wille, dass Milan hier sein soll? Es scheint, als würde der Weg vor meinen Augen verschwimmen, und ich kann die Dinge nicht mehr klar sehen. Ich will das Beste für Milan, aber auch für meine über alles geliebte Tochter, und das weißt du. Denn die beiden sind auch *deine* über alles geliebten Kinder!

Ich bin der Kapitän, der Hirte dieser Familie. Ich muss sie führen und für sie der starke Fels sein. Aber wie geht das, wenn mir selbst die Richtung fehlt?

Herr, bei allem Leid und bei allem Klagen weiß ich dennoch, dass du über allem stehst und so viel größer bist als jede meiner Sorgen. Sei du bei mir in meinem Ringen nach Antworten und zeige mir den Weg. Gib mir Klarheit, was nun als nächster Schritt für mich und meine Familie ansteht.

Ich bitte dich aus vollem Herzen, dass du in Fionas Leben kommst und ihr den Schmerz wegnimmst, den sie jeden Tag fühlt. Sei du bei ihr und gib ihr Zuversicht.

In deine starken Hände begeben sich mich, egal, wie trostlos und ausweglos meine Lage in diesen Tagen und Wochen zu sein scheint.

Amen.»

Die Autorin



Sophia Nestvogel wurde 2001 in der Nähe von Frankfurt geboren und wuchs mit zwei Brüdern im hessischen Taunus auf, wo sie 2021 auch ihr Abitur absolvierte. Jetzt lebt sie in Birmingham (England) und ist dort mit OM (Operation Mobilization) im Einsatz. Die hochtalentierte Vielschreiberin war schon früh begeistert von Büchern und Comic-Heften. So dauerte es nicht lange, bis sie selbst anfang, ihre eigenen Geschichten zu Papier zu bringen. Mit «Scherben» feiert die Newcomerin ihr eindrückliches Debüt als Buchautorin.